Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 221 (1948)

Artikel: Ein guter Handel
Autor: Garbani, Charlotte
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-657927

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gelehnt und staunten wortlos ins Dunkel. Sie fühlten erst jetzt ganz den Sinn dieser Stunde. —

Lastende Stille verschlang die Nacht. Keines fand mehr Worte und doch vernahmen sie beide, über Erleben und Erleiden hinweg, die Urstimmen ihrer gemeinsamen Kindheit.

Gewaltig redete sie zu ihnen, in die Armut und Qual dieser Stunde. In der Tiefe ihres gemeinsamen Kummers waren sie zueinander geflohen und fanden Trost, eines in der Gegenwart des andern.

Erinnerungen erhoben sich sieghaft über eine lange, lange Zeit, da sie sich voneinander gelöst und jedes seiner Wege gegangen war. Die Urgründe ihres wahren Seins öffneten sich und ließen Begrabenes frei. —

Wiesmann streichelte der Schwester die Hände:

„Fasse dich, Marie, wir können jetzt alles verlieren, was unsere Kindheit umgab, aber die Liebe eines zum andern kann uns niemand nehmen. Vergiß das nicht..." Sie nickte. „Du hast recht", sagte sie, „aber wie weit alles ist..."

„Das schon, und doch: mögen wir durch unsere Lebensräume durch Ort und Zeit voneinander getrennt sein, wir werden eines das andere zu finden wissen... Und jetzt: gute Nacht, Marie! Geh zu Bett! — Dieser Schicksalsschlag hat nur den äußeren Rahmen unseres Daseins gesprengt, nicht Marie?" —

Sie nickte noch einmal.

Er winkte ihr zu und verließ die Scheune. Behutsam schloß er das Tor. — Und schloß auch das Türlein über der Truhe seiner Kindheitserinnerungen. — Auf dem neuen Wege durften sie ihre Macht nicht entfalten, sonst — das fühlte Jakob Wiesmann — war er verloren...

Einleuchtend. Als man einen Appenzeller fragte, woher es wohl komme, daß die Welt immer schlimmer werde, sagte er: „'s häßt jo alewyle-n-i de Lychepredigt, es teuid all gad die beste sterbe."

Entgegenkommend

„Ich liebe Ihre Tochter und kann ohne sie nicht leben."

„Ich bin bereit, die Begräbniskosten zu übernehmen."

Ein guter Handel

Von Charlotte Garbani

In M..., in der Nähe Luganos, lacht man noch heute darüber.

Erschien da an einem schönen Märznachmittag beim Bauer Michele, der etwas außerhalb der Ortschaft wohnte, ein blasser, netter junger Mann, der ihn vertraulich-tragisch begrüßte: „Buon giorno, signor Michele, Sie sind meine letzte Hoffnung!" Worauf er sein trauriges Schicksal zu erzählen begann, das den gramvollen Ausdruck seines Gesichtes vollauf rechtfertigte: Er befände sich auf der Durchreise nach Ungarn, wo er seine Frau todkrank zurückgelassen habe. Aus Arbeitsmangel habe er vor einem Jahr Italien verlassen und sei mit seiner Frau nach Ungarn gezogen, wo er bessere Verdienstmöglichkeiten hoffte. Sein einziges Kind, das Licht seiner Augen, hätten sie jedoch bei den Großeltern zurückgelassen. „Erst schien uns das Glück hold zu sein", erzählte er: „Ich brachte mich in Ungarn ordentlich durch und hoffte, auch bald das Kind zu uns zurückzuholen. Dann aber brach das schwarze Unglück herein; meine geliebte Frau wurde hoffnungslos krank. Ihr einziger Wunsch war, noch einmal das Kind zu sehen." Somit habe er — der Ehemann — sich trotz der großen Unkosten auf den Weg gemacht, sei nach Italien gefahren und habe das Kind geholt, um es zum letzten Abschied in die Mutterarme zu führen. Doch noch einmal habe er einen harten Schlag empfangen, in der Schweiz sei ihm auch das Kind erkrankt, und ein längerer Spitalaufenthalt habe ein tiefes Loch in seinen ohnehin schon mageren Geldbeutel gefressen. Durch Gottes Gnade und durch gütige Menschen hätte er die Kosten für das Kind bezahlen können, doch sei er gezwungen — um weiterreisen zu können — einen Teil seiner Habe zu verkaufen. „Und das wäre?" frug der etwas geizige, mißtrauische Michele. „Un momento, nur einen Augenblick, signor Michele!" Damit eilte der Fremde zum Eingangsmäuerchen zurück und holte aus dem Schatten ein Paar schöne, hohe, gelbe Stiefel. „Meine guten ungarischen Stiefel!" seufzte er, „wunderbares Leder und noch wie neu. Ein guter Herr in Lugano gab mir diese",

er deutete auf seine schwarzen Schnürschuhe, „sie genügen mir für die Reise. Diese Stiefel hier gebe ich Ihnen für 45 Franken, sie kosteten mich das Doppelte, si, si, signor Michele, in Ungarn ist das Leder auch nicht gratis, und dazu sind sie nach Maß gemacht. Ich sehe, Sie haben ja beinahe meine Größe. Und vielleicht geht der Signore gerne auf die Jagd — ich habe vorhin Ihren jungen Jagdhund gesehen — also Sie sind meine einzige Hoffnung, meine letzte, Signor Michele! Gott wird es Ihnen tausendmal lohnen!"

Michele brummte etwas in seinen dreitägigen Bart, betrachtete die ungarischen Stiefel oben und unten, links und rechts. Prima Leder, das sah man, die Sohlen sozusagen wie neu, und der Fremde hatte es erraten, Michele war ein leidenschaftlicher Jäger. Er schlüpfte in einen Stiefel — er saß wie angegossen. „Habe ich es nicht gesagt?" jubelte der Fremde. „Aber 45 Franken bezahle ich auf keinen Fall!" widersprach Michele. „Signore, denken Sie an mein Kind, an meine kranke Frau, an..." „No, no!" wiederholte der andere. „Auf keinen Fall! Wo denken Sie hin? Unsereins ist auch kein Millionär, und die Stiefel sind mir ein gänzlich überflüssiger Luxus. 20 Franken gebe ich dafür, keinen Centesimo mehr. Ich habe nicht einmal mehr Bargeld zu Hause."

„Unmöglich!" rief der Fremde und begann nochmals in den dunkelsten Farben seine Not zu schildern, auf Micheles Groß- und Edelmut pochend. Doch jener blieb hart, er wußte, wie man gut handelte und traute der großen Not des wort- und tränenreichen Verkäufers nicht so recht.

Der Handel ging hin und her, und keiner wollte nachgeben. Obschon ein jeder immer wieder Miene machte, sich zu verabschieden, kreisten sie um den Preis wie die Katze um den heißen Brei. Da erblickte der Fremde plötzlich in einer Ecke des Zimmers eine staubbedeckte Geige. „Oh, der Herr spielt auch Geige?" frug er höflich. „Bewahre! Sie gehörte meinem verstorbenen Schwager Stefano, ich werde sie nächstens zu Kleinholz zerschlagen."

„Tun Sie es nicht, signor Michele! Geben Sie mir 30 Franken und die Geige, und die Stiefel gehören Ihnen!"

Zuletzt einigte man sich auf 27 Franken, und die Geige unter dem Arm zog der Fremde, nachdem er Michele beinahe um den Hals gefallen war, von dannen.

An jenem Abend ging der Bauer — wie gewohnt — zu einem Stündchen in den „Grotto delle tre stelle" hinüber. Er war erstaunt, anstatt der zwei üblichen Stammgäste auch noch den langen, dürren Dorflehrer Ferrari sowie den pensionierten Giubbini vorzufinden. Die beiden saßen abseits in angeregtes, geheimnisvolles Gespräch vertieft. Zuerst achtete Michele nicht weiter darauf, besonders Giubbini war ihm herzlich unsympathisch. Er bestellte seinen gewohnten Wein und begann sich mit dem Wirt zu unterhalten, wobei die bevorstehenden Wahlen das Hauptthema bildeten.

„Daß er die Beerdigungskosten für seine Frau aufbringen müsse, die im Spital an der Geburt eines Kindes gestorben sei, glaube ich natürlich nicht im Traum", vernahm Michele aus Giubbinis Gespräch. „Aber die Geige fiel mir sofort auf. Sie hat die gleiche Form wie jenes Instrument, das mein Sohn — dieser Tölpel — zu einem so wahnsinnig hohen Preis in Italien kaufte." „Es gibt eben Geigen und Geigen", sprach Ferrari belehrend. „Eine echte Stradivari ist überhaupt unbezahlbar. Sogar wenn Sie dem Fremden das Doppelte gegeben hätten, könnte ich Ihnen noch gratulieren, Giubbini. Von dem andern Preis gar nicht zu reden."

„Und meine Frau zankte mich noch aus!" lachte Giubbini spöttisch. — „Die Frauen verstehen nichts!"

Michele ließ die Wahlen beiseite und begann die Ohren zu spitzen, wie sein Jagdhund auf der Hasenjagd.

„Ein Kenner wie Sie, Ferrari, bin ich nicht", fuhr Giubbini weiter — „doch der Ton fiel mir sofort auf. Etwas ganz Besonderes — veramente!"

„Und der sicherste Beweis ist eben die Eingravierung ‚St.' „Wenn auch alles andere, was der Kerl zusammenlog, blauer Dunst ist", meinte der Lehrer, „die Geige ist kein Schwindel, sondern muß tatsächlich ein altes Erbstück sein. Kein Wunder, daß er das Instrument beim Abschied küßte! Die Leute hängen an solchen Dingen, ohne den Geldwert genau zu kennen. 80 Franken hätte er in Lugano ohne weiteres erhalten, daß ihn der Zufall bis hieher führte, war Ihr Glück, scior Giubbini!"

„Entschuldigen Sie", platzte Michele, der es nicht mehr an sich hielt, mitten in das Gespräch hinein, „sprecht Ihr etwa von einem jungen Fremden, so und so aussehend? Er war auch bei mir!" — Giubbini und Ferrari gaben ihm einen verächtlichen, mitleidigen Blick. Natürlich, dies sah solch einem ungebildeten Kerl, wie Michele einer war, ähnlich. Wie hätte der den Kennerblick für das Prachtstück aufbringen können? „Hat er Ihnen eine Geige angeboten?" frug Giubbini gelangweilt.

„Damals noch nicht!" rief Michele mit vor Lachen zitternder Stimme und hielt sich an der Stuhllehne. „Mir verkaufte er seine Lederstiefel, die ich teils in Bargeld bezahlte, teils mit dem alten Kasten meines Schwagers selig, der ihn — so viel ich mich erinnere — im Occasionsladen für 8 Franken kaufte. Und wieviel haben Sie dafür bezahlt, scior Giubbini?"

Jener maß ihn mit kaltem Blick. „Ich verbitte mir Ihre blöden Späße, scior Michele." — „Späße? Per Bacco! Zeigen Sie mir die Geige, und ich werde Ihnen sagen, woher sie stammt. Waren nicht noch Spinngewebe daran?"

Giubbini wurde langsam zornrot, und Ferrari, der als „Mitkenner" sich beleidigt fühlte, zischte: „Sie haben wohl etwas über den Durst getrunken?" „Ich? Suchen Sie Streit? Mit Ihnen werde ich schon fertig!"

„Calma, calma!" versuchte der Wirt die allmählich steigende Hitzwelle zu dämpfen. „Ruhe, Ruhe!"

Aber er hatte gut reden, niemand hörte auf ihn. Scheltworte und Beleidigungen flogen hin und her, und schon hatten es zwei unschuldige Gläser büßen müssen. Dem Wirt wurde es bange, nicht wegen der Drohungen des dürren Ferrari, sondern wegen eines Duells zwischen dem stämmigen Michele und dem untersetzten Giubbini. Und tatsächlich maßen sich die beiden schon wie zwei „Muni" auf der Alp. Unbemerkt ließ der vorsichtige Wirt nach dem Dorfpolizisten rufen, der zwar gewöhnlich, wenn man ihn brauchte, nicht zur Stelle war. Doch diesmal tat man ihm Unrecht, und er erschien im richtigen Moment.

„Was ist hier los?" donnerte seine Baßstimme, das einzig „Gfürchtige" an ihm. Die Streitenden fuhren herum, und ein jeder suchte den andern zu überschreien: „Calma, calma!" wiederholte der Wirt. „Calma, calma."

„Der dort hat..." wollte Michele beginnen. „Bugiardo! (Lügner)" fielen ihm Ferrari und Giubbini ins Wort. — „Minchioni! (Dummköpfe)" schrie Michele, und der Lärm begann von neuem.

Endlich gelang es den vereinten Anstrengungen des Polizisten und des Wirtes, etwas Ruhe zu schaffen. Die „Obrigkeit" ließ sich den ganzen Sachverhalt erzählen und gebot weise wie Salomo: „Sie, Giubbini, holen die Geige. Und Sie, Michele, holen die Stiefel, damit alle Beweise hier sind."

Man ließ es sich nicht zweimal sagen, und obschon die Aufgeforderten nicht mehr die jüngsten Beine besaßen, kehrten sie im Handumdrehen zum Grotto zurück.

Kaum erblickte Michele die Geige, platzte er los: „Hi-hi-hi, ich wußte es, hi-hi-hi!" „Ruhe!" donnerte der Polizist. „Woran erkennen Sie, daß es die Ihrige ist?" „Ma cribbio! da hinten steht ja das Zeichen ‚St.' — der Name meines verstorbenen Schwagers Stefano. Ich war dabei, als er es einritzte. Hi-hi, der Ton der Geige ist miserabel, mein Hund begann jämmerlich zu heulen, kaum daß mein Schwager darauf spielen wollte. Auch mein Neffe, der etwas von solchen Dingen versteht, meinte, sogar 8 Franken seien viel zu viel für dieses kreischende Instrument. Das ist nun Eure Stradivari!"

Doch während die beiden „Geigenkenner", Giubbini und Ferrari, entgeistert die Geige anglotzten (Giubbini sah mit den dafür bezahlten 40 Fränklein eine Reise nach Zürich, viele, viele Toscani, viele, viele Gläschen und andere Dinge davonschwimmen), starrte der Polizist, wie vom Donner gerührt, auf Micheles ungarische Stiefel. Endlich begann er nach Luft zu schnappen und brach los: „Es sind meine — kein Zweifel — proprio si — es sind meine! Ah birbante, Halunke, wo hat er sie erwischen können? Nun verstehe ich, warum sich heute abend meine Frau und meine Schwägerin so herumzankten und mir keine Auskunft gaben! Die eine behauptete, man hätte „sie" beim Schuster gelassen, die andere meinte, man habe „sie" noch vor einer Stunde bei der Türe gesehen — ah, nun verstehe ich: meine Stiefel waren es! Verfluchter Dieb, wenn ich den erwische!"